

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aller Augen richteten sich auf Issy, das eine Kanonenschußweite von Paris entfernt, östlich von Meudon in der Ebene liegt. Ansehnliche feindliche Streitkräfte werden in und vor dem Dorfe und auf dem das Talboden im Süden umgrenzenden Höhenzuge sichtbar. In der Ebene auch Kavallerie, die zur Aufnahme der von den Höhen von Meudon vertriebenen Infanterie bestimmt zu sein scheint.

„Vorwärts, Jungens. Die sollen uns die Butter vom Brote nicht nehmen“, ruft Blücher. „Der Napoleon ist uns zwar durch die Lappen gegangen. Tut aber nichts. Der ist abgetan — so oder so! Aber sein Sündenbabel, das müssen wir haben!“

Ein neuer Beifallssturm umbraust den greisen Helden.

Und eine halbe Stunde später steigt die Avantgarde des Bietenschen Korps von den Höhen von Meudon nach Issy hinab. Rechts am Fuße der bepflanzten Anhöhen entlang zieht die Infanterie, an den Ufern der Seine folgen zu ihrer Unterstützung die Ulanen.

Noch steht die Sonne hoch am Himmel. In farbenfroher Pracht liegt die Stadt, liegt das Gelände da. Und doch ist es Gottfried Schneider, als habe sich über die Landschaft ein Nieselregen gebreitet, der kalt und massig auch in sein eigen Herz gefallen ist. Woher, woher nur diese ersonnenlose, bleischwere Traurigkeit, die ihn nicht lassen will?

Aber da ist jetzt keine Zeit zum Grübeln!

Die feindlichen Kugeln pfeifen von den Höhen zur Rechten herab, sie zischen zur Linken von Paris her über die Wasser der Seine herüber.

Wieviel tränen-schweres Unheil richten sie an, vor allem unter den Flankuren, die gegen die feindliche Kavallerie vorgenommen werden.

Aber Vorwärts! ist die Losung. Vorwärts! Dort drüben hinter Issy winkt die Barriere von Paris.

Da! Hollah! Gottfrieds Pferd bricht ihm unter dem Leibe zusammen. Im nächsten Augenblick steht er mit hellwachen Sinnen auf beiden Füßen. Rittmeister Erlén wendet das Haupt. Ein Blick trifft Gottfried — ein Blick, der ihn umhüllt wie mit schützenden Händen der Liebe. Gottfried grüßt mit den Augen — in atemlosem Bogen, in ernstjubelndem, heiligem Blick: „Du, du! Noch bist du mein! Noch lebst du mir — und ich dir!“ Im nächsten Augenblick ergreift er aber schon die Blöße eines verwundeten Schützen, um, dem Beispiel anderer Ulanen folgend, denen das Pferd gleichfalls unter dem Leibe erschossen wurde, als Tirailleur am Kampfe teilzunehmen.

Die Kugeln sausen und pfeifen von rechts, — von links. Vor der Front sinkt ein Flankeur nach dem andern getroffen zur Erde. Blut und wieder Blut färbt den Boden.

Es bleibt nichts übrig — Flankuren müssen von neuem vorgenommen werden.

In Ulrichs Herzen lodt Schmerz und Wut empor. Wäßen so nahe dem Ziele noch so viel, liebe Kameraden hingepfört werden?

„Freiwillige als Flankure vor!“ erschallt sein Kommando.

In demselben Augenblick sprengt ein herrenloser Gaul bei Gottfried vorüber. Er schwingt sich in seinen Sattel und ist der erste einer, die sich melden.

Besser im dichtesten Kugelregen stehen, als in das Herz hineinschauen zu müssen, durch das erstarrt eine Todesgewißheit weht. Wen von ihnen beiden wird es treffen? Einen von ihnen beiden — das ist ihm mit einem Male gewiß! Es wäre sonst zuviel des Glückes gewesen. Aber wen? Daß er die todbringende Kugel auf das eigene Herz senken könnte, um den andern, den über alles Geliebten, vor dem Tode zu bewahren! Gott im Himmel, nimm mich als Opfer an!

Und Gottfried wirft sich an der Spitze der Flankure, durch den feindlichen Kugelregen, der vor Issy haltenden Kavallerie entgegen.

Mit großen, schmerzvollen Augen folgt Ulrich, an der Spitze seiner Schwadron reitend, den Braven. Da — in wildem Eifer gehen sie zu weit über die Feuerlinie der eigenen Infanterie hinaus — heiliger Gott! Ulrichs Herz krampft sich zusammen. Ein Sporendruck — sein Hengst fliegt dahin —

„Flankure zurück! Langsamer avancieren!“

Eine Kugel schwirrt zischend heran — sie sucht, sie findet ein Herz — Ulrich Erlén breitet die Arme weit aus — in freier, offener Stellung sinkt er hintenüber — vom Pferde herab, zu Boden.

„Erdmütze — o mein Gott!“ haucht sein Mund.

Und wenige Schritte von ihm hält Gottfried Schneider auf seinem Braumen wie gelähmt. Will abspringen, will dem Rittmeister zu Hilfe eilen und kann sich doch nicht rühren. Er sieht den Toten sinken — die Sonne erlischt seinen Augen — Nacht ist es um ihn. —

Ein paar Ulanen springen herbei, die als Schützen an dem Gefechte teilgenommen. Sie tragen ihren geliebten Rittmeister aus dem Weg, neben ein schützendes Buschwerk. Dort legen sie ihn nieder.

Da endlich ist auch Gottfried Schneider vom Pferde. Er wankt zu dem Toten.

Schweigend ziehen sich die Ulanen zu ihren Musteten zurück. Sie ehren ein erhabenes Geheimnis, das sie alle kennen. Gottfried aber bricht neben dem Heißgeliebten in die Knie, in stummer verzweifelter Qual. Seine Welt liegt zerbrochen zu seinen Füßen.

In dem durchsonnten, weiten aber niedrigen Zimmer des Landhauses in Genappe, dessen vier sich paarig gegenüberliegende Fenster nach dem Garten hinausgingen, schlum-

merte Philipp von Cure auf einem breiten Bett, dessen gebeiztes Kuffbaumholz die geschwungenen Formen des Rokoko zeigten. Er schlief. Wenigstens waren seine Augen geschlossen.

Toska, die zur Seite seines Lagers saß, starrte mit schmerzitternden Lippen auf das eingefallene Gesicht ihres Vaters. Die schwarzblauen Schatten, die unter den hohlen Augen und um den eingeknickten Mund lagerten, die scharfartig hervortretende Nase, die glänzend weiße Stirn trugen nur zu deutlich den Stempel des nahen Todes.

Armer, armer Vater! Toska rang die Hände ineinander. Daß er nur erst erlöst wäre von aller Qual!

Für ihn gab es keine Hoffnung mehr. Die Kugel, die ihn in den Unterleib getroffen, hatte die Eingeweide zerrissen. O, daß der Tod auf der Stelle eingetreten, daß ihm dies langsame Hinsiechen erspart geblieben wäre! Wieviel leichter ist doch der Tod auf dem Schlachtfeld, als der auf dem Krankenbett!

Toskas Tränen flossen — still — ohne jeden Schluchz — laut — aber bitter — bitter!

Sie verwandte kein Auge von dem lieben, lieben Gesicht des Vaters, das selbst im Leiden noch so schön und edel war. Daß sie seine Schmerzen hätte auf sich nehmen können! Ach sie wußte es ja nur zu gut! Auch seine Seele hatte schwer gelitten. In jenen ersten Nächten nach der Schlacht, da waren die Fieberdelirien nicht von ihm gewichen. Sein glühender Mund hatte vor der angstvoll laufenden Tochter das Bild der ganzen Schlacht entrollt. Und immer von neuem waren seine wilden Schreie, seine stehenden Worte durch das einsame Haus gellt: „Sire! Sire! Erbarmen! Nehmen Sie mich mit. Mein ganzes Leben habe ich Ihnen gelebt. Stoßen Sie mich nicht zurück. Lassen Sie mich nicht in die Hände der Preußen fallen!“

Toska schauerte in sich hinein!

Wann, wann würde sie den Ton dieser Worte nicht mehr in Ohren hören? Wann würde ihr Herz ihre abgrundtiefe Bedeutung überwinden?

Der, dem Philipp von Cure sein ganzes Leben gewidmet, der hatte ihn, als er seiner nicht mehr bedurfte, in eisigem Egoismus abgeschüttelt wie einen tollen Hund. Und sein Feind, der, dem er die Tochter genommen, der hatte ihm großmütig den letzten Wunsch erfüllt.

Toska stöhnte auf. Grelle Schlaglichter fielen jäh in ihre Seele. Nicht daß sie diesem, nicht daß sie Otto von Jäger sich zu eigen gegeben — nein! Daß sie Napoleon Bonaparte blindlings vergöttert, das war der große Irrtum ihres Lebens!

Zu wahrer Größe fehlte diesem Titanen der Edelsinn, der in der Gottheit wurzelt, der den Menschen erst zum wahren Menschen macht. Er aber, auf sich selbst gestellt, der Gottheit trotzend, in schrankenlosem Egoismus, nur seinem Eigenwillen, nur den Gesetzen folgend, die ihm das eigene Ich diktiert, er brach zusammen, als der Sturm tiefer edler Menschlichkeit sich wider ihn erhob.

Entgöttert lag er nun vor ihr im Staube.

Und das Bild des Vaters, der kein Titan, der ein Mann wie tausend andre war, es stieg in seiner edlen Menschlichkeit vor ihrem Seelenaug auf.

Sie aber — sie hatte ihn verlassen!

Und er? Nein, nein! Er liebte sie nicht mehr! Was er getan hatte, was sie im ersten Augenblick für Liebe gehalten, das war nur ein Ausfluß seines edlen Herzens gewesen! Er liebte sie nicht mehr! Er hielt sie am Ende gar für — schlecht!

Mit einem wehen Laut schlug sie die Hände vors Gesicht.

Sie schrak erst wieder auf, als der Oheim mitten im Zimmer stand.

Ein nörgelnder, grilliger Ausdruck lag auf seinem unter den Aufregungen der letzten Tage zusammengeschrumpften Gesicht. Dabei streckte er den Kopf weit vor, wie ein gadernbes Huhn.

„Toska! Da ist ein Offizier!“ stieß er mit halber Stimme hervor. „Ein Graf Duboit. Er will dich sprechen.“

„Graf Duboit?“ Toska schnellte empor. Mit einem ächzenden Laut fuhr der Lehnstuhl, auf dem sie gesessen, zurück. Durch ihren Kopf wirbelte ein Sturmwind von Gedanken. Der, dem sie ihren Abschiedsbrief für Otto mitgegeben, der suchte sie auf! Was mochte der ihr bringen?

„Daß ihn ein!“ Mit fliegenden Fingern strich sie das blonde wellige Haar aus der Stirn zurück. Dann glitten die Hände glättend über das weiße Stickerkleid.

Der Oheim starrte sie mit mißtrauischen Blicken an.

„Weißt du, was der will?“

„Woher sollte ich?“ gab sie ihm heftig zur Antwort. „Rajch! Rajch! Was stehst du noch. Der Diener soll ihn in den Garten führen!“

„Was? In den Garten? Warum nicht in den Salon?“

„Da ist's so dumpf! Wochenlang kein Fenster offen! Man erstickt darin!“ Kaum daß sie noch einen stüchtigen Blick auf den Vater warf, eilte sie hinaus.

Lust! Lust! Ihr war, als drohten die Wände über sie herzufallen. In dem weiten Vestibül des Hauses riß sie einen breitrandigen Florentiner vom Wandhaken, stülpte den aufs Haupt, band die weiße Schleife unter dem Kinn zusammen und warf einen bereithängenden Seidenschal um die Schultern. Alles halb unbewußt, das Auge forschend durch die bunten Glasscheiben der halbgeöffneten Eingangstür gerichtet, durch die der Diener eben nach dem Portale zu verschwunden war. Dann eilte sie durch eine der beiden Glastüren, die rechts und links von der breiten, holzgeschnitzten Freitreppe ins Freie führten, hinaus.

Der schmale Hof mit den Wirtschaftsgebäuden war bald überquert. Sie flog die kurze Treppe hinauf, die zur Rechten und Linken von ein paar Marmorstufen flankiert, in den parlartigen Garten führte, der nach englischem Geschmack angelegt war. Um sich zur Ruhe zu zwingen, schritt sie an den Rosenbeeten hinter den Sphynxen vorbei und um das große, dahinterliegende Rasenrondell herum. Immer langsamer wurde ihr Schritt. Als sie wieder bei den Rosenbeeten angelangt war, verneigte sich Graf Duboit vor ihr. Mit vieljägendem Blick zog er ihre Hand an die Lippen. Sie neigte, keines Wortes mächtig, das Haupt. Schweigend schritt sie an seiner Seite tiefer in den Garten hinein. Buschwerke nahm sie auf. Sein Wortschwall überschüttete sie. Seine Augen umschlangen sie förmlich mit zärtlichen Flammen. Sie sah und hörte nichts vor dem wilden Klopfen ihres Herzens.

Endlich blieb sie ruckartig stehen.

„Haben Sie an Herrn von Jäger meinen Brief befördert?“

„Ich gestand Ihnen ja eben, Madame,“ erwiderte er lächelnd, „daß der heiße Wunsch, Ihnen gefällig zu sein und jenen Brief ganz sicher an seine Adresse zu befördern, mitbestimmend war für meinen Entschluß, zu den Bourbonen überzugehen.“

„Wie? Was?“ Toska strich, als narre sie ein Spul, sich mit ungläubig entsehter Geberde über die Stirn.

„Mitgewirkt, Madame!“ beeilte sich der Graf noch einmal zu betonen. „Ich hatte den Sturz Napoleons vorausgesehen. Es war ja, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, nur eine Frage der Zeit.“ Er zwirbelte an seinem Schnurrbart. Ein eitles Lächeln machte seine schönen Jüge weiblich und kleinlich. „Die Ereignisse haben mir recht gegeben. — Aber mein Wunsch, Ihnen zu Diensten zu sein, ist bei meiner Entschließung doch schwer in die Waagschale gefallen. Was tut man nicht um . . .“ Er vollendete nicht. Seine liebe-glühenden Blicke glitten indiscret von dem süßen Oval ihres Gesichtens die wundervolle Linie ihres Halses bis zu dem tiefen Ausschnitt des Kleides hinab, unter dem der verführerische, rosige Busen verstoßen sichtbar wurde.

Toska schlug eine helle Röte der Scham ins Gesicht. Sie raffte den Seidenschal, der ihr von den Schultern geslitten, empor und zusammen.

„Und — und — bringen Sie mir eine Antwort von Herrn von Jäger mit?“

(Fortsetzung folgt.)

Mein Schweinchen.

Eine lustige Geschichte in erster Zeit von Eugen Rajden.

(Nachdruck verboten.)

„Aller Voraussicht nach werden wir also gegen den Winter mit erhöhten Preisen für Schweinefleisch zu rechnen haben. Den Landwirten mangelt es an Futter zur Aufzucht der Schweine, die Folge ist, daß diese Tiere verkauft werden und deshalb augenblicklich die Schweinefleischpreise stark gesunken sind. Aber, wie gesagt, aus demselben Grunde werden sie gegen den Winter hin wieder stark ansteigen. Wer irgend dazu imstande ist, sollte sich ein Schwein anschaffen und dieses bis zum Winter mästen, er wird dann in etwas unabhängig sein von hohen Fleischpreisen.“

„Hörst du, Männchen, das hat unser Oberbürgermeister in der Stadtverordneten-Sitzung gesagt,“ rief meine Frau, die die Weisheit

unseres Lokalblattes studierte. Da ich in das Hauptblatt vertieft war, war nur ein geistesabwesendes „Ja, ja“ meine Antwort.

Aber meine verehrte Ehehälfte hielt den aus dem Sitzungsbericht der Stadtverordneten-Versammlung verlesenen Passus für wichtig genug, um ihn mir, nun bei meiner vollen Aufmerksamkeit, nochmals vorzulesen.

Zwar blieb es mir nach wie vor schleierhaft, wo hinaus meine Frau eigentlich wollte, allein immerhin schwante mir Unheil. Indes löste sich der Bann sehr bald, denn noch ehe ich weiter mich in die Lektüre der Kriegsereignisse vertiefen konnte, kam es zögernd, sinnend, nachdenklich von den Lippen meiner Frau:

„Du, Männchen, — wie wär's, — wenn wir —“

Erwartungsvoll horchte ich auf, bereits davon überzeugt, daß mein junges, lebensfrohes, dem Neuen stets geneigtes Frauchen wieder einmal ein Attentat auf mein Phlegma plante.

Und richtig, nun kam das unheilvolle Wort: „Wie wäre es, Männchen, wenn wir uns auch ein Schweinchen anschafften?“

Es war heraus und ich erkannte sofort die Tragweite dieses Wortes. Wußte auch, daß sich die Forderung zum Ultimatum zu spizen werde und ohne Annahme des letzteren die Kriegserklärung folgen werde. Nun bin ich aber der friedliebendste Mensch, gehöre (leider) auch zu den Dahingeblichenen und habe, eines kleinen körperlichen Fehlers wegen, der mich gar nicht, aber die Militärbehörde geniert, keinerlei Hoffnung, hinauszukommen.

Immerhin soll man nicht sofort kapitulieren, auch nicht vor ein Paar schönen Augen. So wagte ich denn den Einwurf: „Aber, Hildchen, wo sollen wir denn das Schweinchen unterbringen? Hier mitten in der Stadt, ohne Stallung, ohne Feld und was dazu gehört?“

Meine Frau aber streckte beschwörend den Arm aus: „Wir haben doch den großen Balkon!“

Aus war's, ich wußte es und ich ahnte bereits, was mir bevorstehe. Was soll man aber einer jungen, reizenden Frau gegenüber tun, wenn sie sich in den Kopf gesetzt hat, auf den Balkon ein Schweinchen zu installieren?

O dieser Balkon! Bereits als wir die Wohnung im dritten Stockwerk, Hauptstraße, mieteten und namentlich mit Rücksicht auf den riesigen Balkon, der an die Küche angrenzte, war mir dieser Aus- und Vorbau unheimlich, weil er für allerlei Experimente unbegrenzte Möglichkeiten bot. Papagei, allerlei Vogelgezier, Maua- und Terrarium, zügige Liebeslaube und dergl. waren mir durch den Kopf gegangen, auf ein Schwein wäre ich nimmermehr verfallen.

Und so kam ich denn zu „meinem Schweinchen“. Gewiß sträubte ich mich mit aller Macht gegen die Aufnahme des neuen Hausbewohners, ließ alle Vernunftgründe los gegen das Projekt, bat und drohte sogar, setzte die Miene des gekränkten Hausherrn auf, aber es half alles nichts; soviel Schwein hatte ich eben nicht, dieses Schwein abzuwenden.

Es war ein mittelgroßes, nettes Ferkelchen, etwas rosig angehaucht und wenn ich es mir recht überlege, eigentlich ein ziemlich merkwürdiges Schweinchen. Kopf und Rüssel waren nämlich eigentümlich gefärbt, so etwa wie die Physiognomie eines sogenannten Teddy-Bären. Dadurch gewann das Schweinchen ein zwar von ihm ungewolltes, aber trotzdem komisches, possierliches Ansehen. Es wurde von meiner Frau und mir da draußen auf dem Lande eingehandelt (trotzdem war es, daß unser Oberbürgermeister mit den billigen Preisen tatsächlich Recht hatte). Meine Frau hätte „das liebe Tierchen“ am liebsten gleich auf ihren Armen fortgetragen.

Die Billigkeit des Schweinchens wurde allerdings durch den teuren Transport stark beeinträchtigt. Klug, wie ich nun einmal bin, und durch die von meiner Frau zuweilen beliebten Experimente auf Vorbeugungsmäßigkeiten geeicht, bestand ich darauf, daß „unser Schweinchen“ am Sonntag-Nachmittag, um welche Zeit unser Haus ziemlich unbelebt ist und die übrigen Hausbewohner auswärts sind, einpaffierte. Was natürlich den Transport verteuerte.

Bis zum feierlichen Moment der Ankunft des Ferkelchens unterhielt mich meine Frau von den Eigenschaften, der Pflege, der Verpflegung, der Haltung und Krankheiten des Schweines im allgemeinen. Insbesondere imponierte ihr die durch das Konversationslexikon erhärtete Tatsache, daß das Schwein denselben Krankheiten wie der Mensch unterworfen sein könne.

Das Schweinchen kam also pünktlich am Sonnagnachmittag an und machte sich im Hause durch herzhaftes Quietschen bemerkbar. Ganz natürlich, da der summarische Transport in einem Sack dem „lieben Tierchen“ wenig behagte. Nun, es landete schließlich glücklich auf dem Balkon, den meine Frau zur Wohnstätte für das kleine Vorkentier eingerichtet hatte. Die Ausstattung war einfach: Stroh und Heu, nicht zu knapp, ein netter, zierlicher Futtertrog und als Hauptstück eine mit Rohhaar gestopfte Matratze, gerade so groß, daß ein vernünftiges Schwein sich bequem darauf ausstrecken konnte.

Der liebenswürdige Verkäufer des Schweinchens hatte kaum meine Wohnung verlassen, nicht ohne auf dem Teppich einige Spuren seiner heimlichen Mutter Erde zu hinterlassen, als meine Frau geschäftig meinte: „Vor allem muß „Jumbo“ jetzt etwas zu fressen haben.“

„Jumbo?“ echote ich.

„Nun, natürlich,“ war die Antwort meiner Frau, „das liebe Tierchen muß doch einen Namen haben.“

„Aber Jumbo ist öfters der Name des Elefanten,“ erlaubte ich mir bescheiden zu bemerken.

Worauf meine Frau dekretierte: „Das ist egal, es soll Jumbo heißen, an den Namen habe ich mich schon gewöhnt.“

Also gut, Jumbo! Indes will ich hier gleich einschalten, daß es mir niemals klar geworden ist, ob das Schwein auf seinen Namen jemals gehört hat oder nicht.

Schon! Jumbo bekam sein erstes Futter. Eine ganze große Karaffe Milch in einer Waschkübel. Zwar war es mir unersichtlich, warum gerade diese Schüssel zur Empfangsmahlzeit benutzt werden mußte, allein der bei mir aufkeimende Widerspruch brauchte sich nicht erst bemerkbar zu machen, da Jumbo die Streitfrage kurzerhand löste. Das Schwein stürzte sich mit Wonne auf die Milch, schleckte und grunzte wohlgefällig und schob schließlich die Schüssel so energisch gegen das eiserne Balkongitter, daß es einen Knacks gab und die Schüssel in mehrere Teile zerfiel.

„Macht nichts,“ meinte meine Frau, „jedenfalls hat es ihm geschmeckt.“

Immerhin erlaubte ich mir die schüchternen Anfrage, ob Jumbo stets nur Milch bekomme.

„So ein Mann versteht doch nichts von der Schweinezucht,“ war die stolze Antwort meiner Frau. Sprachs und machte nun Jumbo seine eigentliche Mahlzeit nach der Vorspeise zurecht: Kartoffeln, Rüben, Kleie und sonstige schöne Sachen, das ganze als eine dickflüssige Brühe. Jumbo schien auch das Futter, das ihm im Trog verabreicht wurde, trefflich zu munden.

Ob dieser von meiner Frau entwickelten Sachkenntnis fühlte ich mich zu der Anfrage veranlaßt, woher sie denn ihre Kenntnisse für die richtige Behandlung Jumbos habe. Ihre Antwort bestand in einem Büchlein, das sie mir unter die Nase hielt: „Der erfahrene Schweinezüchter“. Als ich am Abend dieses Werk eines echten und rechten Schweinesachverständigen studierte, waren es zehn Gefühle, die bei mir emporsprangen: einerseits die Anwartschaft auf noch manche verwickelte Tage, die Jumbo bereiten werde, andererseits die begründete Hoffnung, daß das liebe Tierchen wesentlich früher, als von meiner Frau beabsichtigt, den Weg alles Schweinefleisches gehen werde.

Jumbo „lebte sich ein“, wie meine Frau sagte. Der Balkon war mindestens 10 Quadratmeter groß und bei dem schönen Wetter konnte es der Vorkentier immerhin aushalten. Daß meine Frau nunmehr außerordentlich beschäftigt war, da Jumbo täglich dreimal sein Futter haben mußte, daß unendliche Mengen Milch im Haushalt verbraucht wurden, daß Jumbos Stimme keineswegs einen Ohrenschmaus bedeutete, nun, an solche Dinge gewöhnte ich mich. Um gerecht zu sein, ich hatte auch nebenbei meinen Spaß bei der Sache. Meine Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, Jumbo zur Ordnung und Sauberkeit zu erziehen. Nun möchte ich das Schwein kennen lernen, das diesen beiden Begriffen nicht ebenso berechtigten wie energischen Widerstand entgegensetzte! Die Reinigung des Balkonstalles war denn auch ein tägliches Fest für mich, weil ich mich daran prinzipiell nicht beteiligte. Meine Frau und unsere Aufwärterin bemühten sich mit Ernst und Eifer, täglich die Schweinewohnung „menschlich“ zu gestalten; mein Verdacht, daß meine Frau die Aufwärterin mit klingender Münze bestochen hatte, besteht heute noch.

Jumbo verdedte stets freundlich mit seinem Ringelschwänzchen, was meine Frau als Zufriedenheit des neuen Hausbewohners annahm; auch die kleinen, munteren Schweinsäuglein blickten vergnüglich in die Welt. Soweit war alles drei Tage lang gut gegangen, dann begannen die Differenzen.

Des Morgens in aller Frühe stürzte meine Frau zu mir, so daß ich vor Schreck mich mit dem Messer schnitt, rufend: „Männchen, sieh nur, was mit unserem Jumbo passiert ist!“

Nun, es war weiter nichts passiert, als daß Jumbo über Nacht Haare bekommen hatte, Ringellocken, die den ganzen Körper übersäten. Schöner war das Schweinchen nicht eben geworden, aber es gab einige Abwechslung. Drei Tage lang hatte Jumbo das Rohhaarkissen gebildet, allerdings ohne ihm Beachtung zu schenken, da ihm Stroh und Heu eine angenehmere Lagerstätte schienen. In der letzten Nacht hatte er das Kissen genauer untersucht, das Rohhaar herausgewählt und sich damit umkleidet.

„Jumbo muß gebadet werden,“ entschied meine Frau und allsgleich ward dies ins Werk gesetzt. Daß nach dieser Prozedur meine Frau keinen trockenen Faden an sich hatte, war nicht Jumbos Schuld. Jedenfalls ertrahnte Jumbo fünf Minuten lang in erfrischender Sauberkeit und das Rohhaarlager verschwand.

Natürlich waren die Hausbewohner ob der Geschäftigkeit auf dem sonst so stillen Balkon und der eigentümlichen Grunztöne mit der Zeit aufmerksam geworden, und so erschien denn eines Tages der Hauswirt mit strenger Miene. Und da konnte man nun sehen, was die bestückende Liebenswürdigkeit einer Frau vermog. Ob es dieser allein, dem Sprechanismus meiner verehrten Ehehälfte oder dem Appell des Oberbürgermeisters zuzuschreiben, genug: der Hauswirt trollte sich mit süß-saurer Miene und Jumbo behielt seinen Balkonstall.

Kurz darauf war es, daß ich eines Mittags nach Hause kam, in den Korridor trete, mir etwas unter den Beinen davonraffte und in mein Arbeitszimmer schloß. Freund Jumbo war es, der eine Entdeckungsmache machte. Zwei Wästen, die allerdings an ihrem Standort auf Schweinebesuch nicht gerechnet, flogen herab, dazu ein

paar Bücher, die Jumbo als esbar erachtete und ein beinahe fertiges Manuskript, das er sich sofort einverleibte; da ich leichtsinnigerweise auch eine Tintenflasche achsellos aus der Hand gesetzt hatte, kam auch diese zu Fall, und Jumbo war plötzlich schwarz gesprenkelt. Meine Frau mit „Husch, husch, willst du wohl raus!“ immer hinter Jumbo her. Nun, das Ende war, daß Jumbo wieder einmal in das Badefah sah.

Während dieser Schweinewäsche erhielt ich Aufklärung. Das „liebe Tierchen“ mußte Bewegung haben, die allerdings nach den Absichten meiner Frau nur auf die Küche am Balkon beschränkt sein sollte. Durch mein plötzliches Kommen war meine Frau veranlaßt worden, einen Blick auf den Korridor zu werfen, Jumbo war durchgeschlüpft und meine Schuld war es, daß ich wieder einmal die Tür meines Arbeitszimmers offen gelassen hatte. (Unter uns gesagt, die Sache stimmte durchaus nicht; ich pflege Türen stets zu schließen und für das „wieder einmal“ lag ein Präzedenzfall nicht vor.)

Am nächsten Tage kommt meine Frau ganz trübselig zu mir, ich möchte mir einmal „unsern Jumbo“ ansehen, der sei so sonderbar. So fand ich ihn freilich nicht, vielmehr recht natürlich. Er war nämlich auf dem Balkon eifrig damit beschäftigt, Stroh und Heu und was da sonst noch lag, zu durchstöbern, wie denn bekanntlich es Schweineart ist, die Nase resp. den Rüssel in alles hineinzustechen.

„Aber was will er denn?“ jammerte meine Frau, „er kriegt doch sein ordentliches Fressen!“

„Was er will?“ und jetzt war ich stolz auf meine Wissenschaft, „wählen will er, wie das alle Schweine tun, nach Wärmern suchen und ähnlichen Lederbissen, am liebsten wäre ihm eine gehörige Portion Schlamm, in dem er sich wälzen könnte.“

„Ach Gott, das arme Tier!“ stöhnte meine Frau, und ich wußte, daß meine stille Hoffnung sich noch nicht erfüllen sollte.

Eine längere Weile bockte meine Frau über dem jamosen Schweinebuck, dann, als sie es zuschlug, sagte sie glänzenden Auges und sichtlich befriedigt: „Gut, dann soll er auch gleich Eigelb haben.“

Dunkel war der Rede Sinn. Aber ich erhielt sehr bald Klarheit. Am Nachmittag verschwand meine Frau, und als sie am Abend zurückkehrte, sah sie äußerlich stark reduziert aus. Dafür aber hatte Jumbo seinen Willen. Die Eigelb, die meine Frau im Wasbe gesucht hatte, mundeten Jumbo vorzüglich. Die mitgebrachten Würmer aber, die wurden für den nächsten Tag aufbewahrt. Des Morgens ward Jumbo in die Küche hineingelassen, und meine Frau betrat den Balkon, dessen Tür hinter sich schließend. „Er darf es nicht sehen, sonst kann er nicht lange genug suchen.“ meinte meine Frau und verteilte die Würmer kunstgerecht in Stroh, Heu und Schmutz.

Jumbo war inzwischen in der Küche herumspaziert und hatte sich nichts weniger als sauber betragen. „O du Schwein!“ rief ich ihm zu, als meine Frau wieder in die Küche trat. „Aber Mann, wie kannst du dich so vergessen, solche Ausdrücke!“ rief meine Frau.

Noch mancherlei konnte ich erzählen von Jumbo, aber schließlich wird man das „liebe Tierchen“ aus dem Erzählten so einigermaßen kennen gelernt haben. Kinder erschienen im Hofe und erfüllten diesen mit Rufen nach Jumbo, dessen Ruf weit über unser Haus hinausgedrungen war; was blieb da übrig, als die Kleinen, denen sich so oft die Großen anschlossen, zur Besichtigung des Wunderschweinchens heraufzubitten. Geschenke kamen an für Jumbo in Gestalt von Kartoffelschalen; als ob es bei uns keine solchen Lederbissen gab. Eines Tages mußte der Tierarzt bei Jumbo erscheinen, weil er sich die Pfote am Gitter des Balkons verwundet hatte; Verband: drei Mark Honorar. Ein andermal erschien eine etwas seltsam aussehende Persönlichkeit; der Mann hatte von Jumbos Schönheit und Fähigkeiten gehört und wollte ihn zur Dressur für einen Zirkus laufen. Auch die Gesundheitskommission erschien, weil ihr diese Schweinehaltung bedenklich vorkam; zwar machte ich ihr heimlich ein Auge, allein die Verebiamkeit meiner Frau drang durch und Jumbo blieb. Bitter waren mehrere Mahnbrieife, die ich erhielt; ich hätte mich zwar auf die schlechte Zeit berufen und deshalb Stundung erhalten, allein wer solch' seltenes Schwein habe, konnte bezahlen.

Nun, es hat alles ein Ende, und auch „mein Schweinchen“ hatte es. Und das kam so. Mit der Zeit war man in die nächste Witterung hineingekommen und Jumbo wurde es auf dem Balkon ungemütlich. So ging denn meine Frau eines Tages daran, die Gitter mit mehreren alten Steppdecken, die noch genügend Watte enthielten, zu verkleiden und gut zwei Drittel des Balkons mit einer Polstede zu bedecken. In diesen improvisierten Stall kam reichlich Stroh und Heu, und so war Jumbo recht gut untergebracht und vor der Unbill der Witterung geschützt. Daß meine Frau nebenbei die Anbringung einer Art Heizung mittels Rohrleitung erwog, habe ich erst später erfahren. Dazu sollte es nicht mehr kommen, denn bereits zwei Tage später brach das von mir heimlich längst ersehnte Verhängnis herein.

Es mochte ein gutes Stück über Mitternacht hinaus sein, als mich ein nicht eben sanfter Rippenstoß meiner Frau weckte. „Männchen, hörst du nichts?“ Gewiß hörte ich jetzt etwas, und ärgerlich

Aber die gestörte Nachtruhe, brummte ich: „Das verdammte Schwein, der Teufel möge es holen!“

„Aber Männchen,“ begütigte meine Frau, „wie kannst du nur so sein, wer weiß, was dem armen Tier fehlt.“

Na ja, wir machten uns also beide aus den Federn und warbesten zum Balkon. Jumbo quiekte erbärmlich, als ob er jetzt bereits am Spieß steckte, der ihm später beschieden sein sollte. Als uns das „liebe Tierchen“ hörte, setzte die Schweinemelodie um so stärker ein. Indes war von Jumbo nichts zu sehen und deshalb hieß das erste Gebot: Licht! So rasch als möglich erschien denn auch meine Frau mit der Küchenlampe. Inzwischen drang aber von unten herauf eine Stimme: „Donnerwetter, hat diese verdammte Schweinerei nicht bald ein Ende?“ Auch in den gegenüberliegenden Höfen wurde es an den Fenstern hell und weiße Gestalten erschienen, die mehr oder minder schlechte Wize machten.

Ich aber suchte Freund Jumbo und der steckte in seinem Stall und schrie und schrie. Ich kroch auf allen Vieren in die Stallung und versuchte Jumbo zu packen. Raum hatte ich ihn aber angefaßt, als er nur noch jämmerlicher quiekte. Da mußte etwas nicht in Ordnung sein. Kurz entschlossen, begann ich das improvisierte Dach des Stalles zu demolieren, was natürlich nicht ohne etlichen Lärm abging und mir allerlei häßliche Bemerkungen eintrug: „Er wird das Haus kaputt machen, — nehmen Sie eine Granate, das hilft besser, — das Schwein wird voll sein!“

Endlich war die Bahn zu Jumbo frei. Der hatte just in der Nacht erforschen gewollt, was es mit der warmen Balkonverkleidung für eine Bewandnis habe. So hatte er sich durch die Steppdecke hindurchgearbeitet, war aber mit dem Rüssel zwischen den Gitterverzierungen des Balkons hängen geblieben und konnte nach weder vorwärts noch rückwärts. Um es kurz zu sagen: ich arbeitete, unbekümmert um die allseitig gestörte Nachtruhe, mit Hammer und Feile, bis Jumbo wieder frei war und durch ein wohlgefalliges Grinsen seiner Befriedigung Ausdruck gab.

Am nächsten Tage erschien der Hauswirt: „Entweder ziehen Sie aus oder Jumbo verschwindet!“ Ich machte schädsterne Einwendungen, während meine schwarze Seele frohlockte; aber meine Frau hat mir meine Reden hoch angerechnet. Sie sagte sich, weil sie eben mußte, und der Hausfriede wurde auf der Grundlage geschlossen: bis zum Abend ist Jumbo aus dem Hause.

Nachdem meine Frau ihre Tränen getrocknet, meinte ich unerschuldsvoll: „Ja, dann werden wir wohl Jumbo jetzt eben zum Metzger bringen müssen.“

Meine Frau sah mich groß an, und kalt kam es von ihren Lippen: „Du meinst doch nicht, daß ich einen Bissen von dem lieben Tierchen über die Lippen bringen könnte!“

„Ja, aber was fangen wir mit Jumbo an?“

Meine Frau zog sich zurück und erschien nach einer Weile mit einem knallroten Bändchen. „Das kriegt Jumbo zum Abschied um den Hals,“ sagte sie, „und nun bringen wir das liebe Tierchen zum Roten Kreuz, die können Jumbo den Soldaten ins Feld schicken!“

Und so geschah's, obschon der Transport wiederum mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, namentlich bis wir aus dem Hause und außer Reichweite der Nachbarschaft waren.

In der Sammelstelle des Roten Kreuzes war man über diese lebendige Liebesgabe einigermaßen verwundert, und fast hätte es noch eine Differenz gegeben, als der Vorsteher der Annahmestelle meinte: „Na, dann lassen wir es eben.“ Der gute Mann hatte sicherlich „schlachten“ sagen wollen, ich aber fiel ihm, einen geheimen Wink gebend, in die Rede: „an die Front geben, da haben unsere Soldaten etwas Lebendes um sich.“ Der Vorsteher nickte verständnisinnig, und wir zogen ab.

Ich aber hoffe, daß Jumbo auf die oder andere Weise von unseren braven Kriegeren im Felde versorgt worden; wer weiß, ob das rote Band von ihm noch übrig geblieben!

Kreuz- und Querrätsel.

1	2
3	4

- 1 4 ein kleiner Körperteil.
- 1 3 ein solher fester Keil.
- 2 1 als Stadt nicht unbekannt.
- 2 3 nimmt manchmal du zur Hand.
- 4 3 führt jedes Schiff mit sich;

Nun rate, Freund, doch qual' dich nicht.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:

Zweiterlei laß dir gesagt sein,
Wißt du stets in Weisheit wandeln
Und von Torheit nie geplant sein:
Laß das Glück nie deine Herrin,
Nie das Unglück deine Magd sein.

Bodenstedt.